

Éric Vuillard

Die Tagesordnung

Aus dem
Französischen von
Nicola Denis



Matthes & Seitz Berlin

von Menschen hingerichtet hatte und den die Amerikaner speziell für ihre Zwecke anwarben. Da der Tod uns nun mal schenkt, was er zu bieten hat, war für Seyß-Inquart dieses scharlachrote Mondgesicht die große Platzanweiserin.

Seyß-Inquart sucht nach Worten; wo sind sie nur? Vorbei das ganze Salon-Geschwätz, die Befehle, die Beweisführungen aus dem Gerichtslokal, ein Satz nur bleibt. Ein unbedeutender Satz. Die Wörter so fadenscheinig, dass man das Tageslicht hindurchsieht, und die in eine seltsame Formulierung münden: »Ich glaube an Deutschland.« Endlich stülpt Woods ihm eine Kapuze über den Kopf und legt ihm die Schlinge um den Hals, bevor er die Falltür öffnet. Und Seyß-Inquart verschwindet – inmitten einer Welt in Trümmern – im Loch.

Ein verzweifelter Versuch

Noch sind wir erst am 16. Februar 1938. Ein paar Stunden vor Ablauf des Ultimatums gibt nun auch Miklas, in sein Präsidentenpalais verschanzt, nach. Man begnadigt die Dollfuß-Mörder, Seyß-Inquart wird zum Innenminister ernannt und die SA marschiert mit großen Fahnen durch die Straßen von Linz. Auf dem Papier ist Österreich erledigt; es steht unter deutscher Vormundschaft. Aber wie man sieht, hat nichts die Dichte des Alptraums oder die Strahlkraft des Schreckens. Eher eine schmierige Anmutung von Machenschaften und Hochstapelei. Weder gewaltsame Überlegenheit noch grausame, unmenschliche Worte; nur brutale Drohungen, eintönige, vulgäre Propaganda.

Ein paar Tage später jedoch gerät Schuschnigg in Harnisch; das erzwungene Abkommen stößt ihm sauer auf. In einem letzten Aufbäumen erklärt er vor dem Parlament, dass Österreich unabhängig bleiben und es keine weiteren Zugeständnisse geben werde. Es kommt zur Eskalation. Auf der Straße säen Parteimitglieder der Nazis Angst und Schrecken. Die Polizei greift nicht ein, weil der Nazi Seyß-Inquart bereits Sicherheitsminister ist.

Nichts ist schlimmer als diese verbitterten Massen, die Milizen mit ihren Armbinden und militärischen Abzeichen, eine Jugend in falschen Zwickmühlen, die ihre Wallungen mit einem unseligen Abenteuer vergeudet. In diesem Augenblick spielt Schuschnigg, der kleine österreichische Diktator, seine letzte Karte aus. Oh, dabei musste er doch nur zu gut wissen, dass es in jeder Partie ein kritisches Stadium gibt, jenseits dessen man sich unmöglich wieder berappeln kann; man kann nur noch zusehen, wie der Gegner mit vollen Händen seine Trümpfe ausspielt und die Stiche einheimst: Damen, Könige, alles, was man nicht rechtzeitig abgelegt und fiebrig auf der Hand behalten hat, in der Hoffnung, es nicht zu verlieren. Denn Schuschnigg ist nichts. Er verkörpert nichts, er ist niemandes Freund und niemandes Hoffnung. Schuschnigg bündelt sogar sämtliche Schwächen: die Arroganz des Adels und völlig rückständige politische Ansichten. Wer acht Jahre zuvor eine paramilitärische katholische Jugendgruppe angeführt und auf der Leiche der Freiheit getanzt hat, kann nicht hoffen, dass sie ihm auf einmal zu Hilfe eilt! Kein Sonnenstrahl wird unvermittelt seine Nacht erhellen, kein Lächeln wird auf dem Gesicht des Gespensts erblühen, um ihn zu seiner letzten Pflicht zu ermutigen. Kein marmornes Wort wird seinem Mund entfleuchen, kein Gnadenfunken, kein Bote des Lichts, nichts. Sein Gesicht wird nicht in Tränen baden. Schuschnigg ist nur ein Kartenspieler, eine Kalkulierungsniete; er scheint wirklich an die Redlichkeit des deutschen Nachbarn geglaubt zu haben, an die Loyalität der gleichwohl erpressten Abkommen. Er erschreckt sich ein bisschen spät; er beschwört die einst verhöhnten Göttinnen, fordert lächerliche Zusagen für eine mausetote Unabhängigkeit. Er hatte der Wahrheit nicht ins Gesicht sehen wollen. Jetzt ist sie es, die

zu ihm kommt, ganz dicht heran, grauenvoll und unvermeidlich. Und sie spuckt ihm das schmerzliche Geheimnis seiner Kompromisse ins Gesicht.

Mit der letzten Regung eines Ertrinkenden bittet er die seit vier Jahren verbotenen Gewerkschaften und die sozialdemokratische Partei um Unterstützung. Angesichts der Gefahr willigen die Sozialisten ein. Unverzüglich schlägt Schuschnigg eine Volksbefragung über die Unabhängigkeit des Landes vor. Hitler tobt. Am 11. März um fünf Uhr morgens wird Schuschnigg von seinem Kammerdiener für den längsten Tag seines Lebens geweckt. Er setzt seine Füße auf den Boden. Das Parkett ist kalt. Er schlüpft in seine Hausschuhe. Man berichtet ihm von weitreichenden deutschen Truppenbewegungen. Die Grenze bei Salzburg ist geschlossen, der Eisenbahnverkehr zwischen Deutschland und Österreich unterbrochen. Eine Blindschleiche kriecht durch die Finsternis. Seine Lebensmüdigkeit ist unerträglich. Er fühlt sich plötzlich alt, steinalt; aber er wird genug Zeit haben, um über all das nachzudenken, er wird während des Dritten Reichs sieben Jahre im Gefängnis sitzen und sich sieben Jahre lang fragen können, ob es eine gute Idee gewesen war, damals seine kleine paramilitärische katholische Gruppe zu gründen, sieben Jahre, um zu ergründen, was wirklich katholisch ist und was nicht, um Licht und Asche voneinander zu scheiden. Selbst mit gewissen Privilegien ist die Haft eine schwere Prüfung. Erst nachdem er von den Alliierten befreit worden war, sollte er endlich ein geruhames Leben führen. Und – als wären für uns alle zwei Leben möglich, als könnte das Spiel des Todes unsere Träume zerstören, als hätte er im Schatten dieser sieben Jahre Gott gefragt: »Wer bin ich?«, und als hätte Gott ihm geantwortet: »Ein anderer«, sollte der ehemalige Bundeskanzler in die Vereinigten Staaten übersiedeln und zu einem vorbildlichen Amerikaner werden, zu einem ebensolchen Katholiken und zu einem vorbildlichen Universitätsprofessor an der katholischen Saint Louis University. Es hätte nicht viel gefehlt, und er hätte im Morgenmantel mit McLuhan über die Gutenberg-Galaxis debattieren können!

Ein Tag am Telefon

Gegen zehn Uhr morgens, während Albert Lebrun, Präsident der Französischen Republik, einen Beschluss über die *Kontrollierte Herkunftsbezeichnung* (den berühmten Beschluss vom 11. März 1938) paraphiert und, derweil sein Blick an den Fensterflügeln seines Arbeitszimmers hinabgleitet, überlegt, ob die Weine von Émeringes und Pruzilly wirklich diese Herkunftsbezeichnung verdienen, während es regnet und kleine Tropfen an die Scheibe hämmern wie bei einem von Anfängerhand ausgeführten Klavierstück – denkt Albert Lebrun in einem Anflug von Poesie – während er den Beschluss auf einen riesigen Stapel legt, alles wie Kraut und Rüben!, und einen anderen nimmt, der das Budget der *Loterie nationale* für das kommende Geschäftsjahr festlegt – es muss das fünfte oder sechste sein, das er seit seinem Amtsantritt unterschrieben hat, denn manche Beschlüsse kommen ihm, wie die Mauersegler auf den hohen Bäumen am Seineufer, Jahr für Jahr wieder auf den Schreibtisch geflattert – während sich Albert Lebrun also unter dem unermesslichen Egoismus seines Lampenschirms in endlosen Grübeleien verliert, bekommt Bundeskanzler Schuschnigg in Wien Adolf Hitlers Ultimatum: Entweder ziehe er die Volksbefragung zurück, oder Deutschland werde in Österreich einmarschieren. Jede Diskussion ist ausgeschlossen. Vorbei der Traum der Tugend, es gilt, sich abzuschminken und das Kostüm auszuziehen. Vier endlose Stunden vergehen. Um vierzehn Uhr, sein Mittagessen musste er platzen lassen, sagt Schuschnigg die Volksbefragung endlich ab. Puh! Jetzt wird wieder alles so wie früher: Spaziergänge an der Donau, klassische Musik, nichtssagendes Gebrabbel, Torten von Demel oder Sacher.

Aber nein. Das Untier ist unersättlicher als er. Es verlangt Schuschniggs Rücktritt und die Ernennung Seyß-Inquarts zum Bundeskanzler. Mehr nicht. »Was für ein Alptraum, nimmt das denn gar kein Ende!« Damals, als junger Mann in italienischer Gefangenschaft im Ersten Weltkrieg, hätte Schuschnigg besser Gramscis Artikel als seine Liebesschmonzetten lesen sollen; dort wären ihm vielleicht folgende Zeilen untergekommen: »Wenn du mit einem Gegner diskutierst, versuch dich in ihn hineinzusetzen.« Schuschnigg aber hat sich noch nie in jemanden hineinversetzt, hat sich höchstens das Kostüm von Dollfuß übergeworfen, nachdem er ihm jahrelang die Stiefel geleckert hatte. Sich in jemanden hineinversetzen? Er wüsste nicht, wozu! Er hatte sich weder in die verprügelten Arbeiter hineinversetzt noch in die verhafteten Gewerkschafter noch in die gefolterten Demokraten; und jetzt sollte er sich auf einmal in Untiere hineinversetzen! Er zaudert. Es ist die allerletzte Minute seiner letzten Stunde. Und wie gewohnt kapituliert er. Er, die Stärke und Religion, er, die Ordnung und Autorität, sagt zu allem Ja und Amen. Man muss nur ruppig genug fordern. Er hatte der Freiheit der Sozialdemokraten ein klares »Nein« erteilt. Er hatte ein mutiges »Nein« zur Pressefreiheit

gesprochen. Er hatte das gewählte Parlament mit einem »Nein« abserviert. Nein zum Streikrecht, nein zum Recht auf Versammlung, nein zur Existenz anderer Parteien. Dabei ist es derselbe Mann, den die edle Saint Louis University in Missouri nach dem Krieg als Professor für Politikwissenschaften einstellen sollte. Sicher, er hatte eine ganze Menge Ahnung von Politikwissenschaften, er, der sämtliche bürgerlichen Freiheiten mit einem »Nein« abgeschmettert hatte. Als die kurze Minute des Zögerns vorbei war – unterdessen stürmte eine Meute von Nazis das Bundeskanzleramt –, wandte sich der unbeugsame Schuschnigg, der Mann des »Neins«, die zum Diktator gewordene Verhandlung, an Deutschland und sprach mit belegter Stimme, geröteter Schnauze und feuchtem Blick ein zaghaftes »Ja«.

Endlich! Es blieb ihm nichts anderes übrig, gesteht er uns in seinen Memoiren. Man tröstet sich, wie man kann. Im Grunde erleichtert, angeschlagen, aber erleichtert, begibt er sich sodann ins Präsidentenpalais. Er bietet Wilhelm Miklas, dem österreichischen Bundespräsidenten, seinen Rücktritt an. Jetzt aber, Überraschung, will Miklas, der Sohn eines kleinen Postangestellten, den man nur pro forma als Bundespräsidenten behalten hatte, der als Kautionsdiener diente und sich normalerweise damit begnügte, während der Zeremonien brav neben Dollfuß und später neben Schuschnigg zu stehen, dieser Trottel von Miklas, ihm nun seine Demission verweigern. Scheiße! Man ruft Göring an. Göring hat die Nase voll von den verfluchten Österreichern! Er hätte gern seine Ruhe! Aber Hitler sieht das anders; Miklas muss den Rücktritt akzeptieren, brüllt er, in jeder Hand einen Telefonhörer; es ist ein Befehl. Seltsam, wie noch die überzeugtesten Tyrannen bis zum Letzten ansatzweise die Form zu wahren versuchen, als wollten sie nach außen hin die Abläufe nicht vergewaltigen, während sie doch ungeniert sämtliche Usancen niederwalzen. Man könnte meinen, dass ihnen die Macht nicht reicht, dass es ihnen Genugtuung verschafft, ihre Gegner zu ihren eigenen Gunsten ein letztes Mal zu ebenjenen Machtritualen zu zwingen, die sie selbst gerade demolieren.

Wirklich, dieser 11. März nimmt kein Ende! Tick-tack, tick-tack, der Zeiger der Wanduhr über Miklas Schreibtisch leistet unermüdlich seine winzige Holzwurmarbeit. Miklas ist keine große Leuchte, er hat Dollfuß seine kleine Diktatur in Österreich errichten lassen und ohne ein Wort sein Präsidentenamt behalten können. Angeblich soll er in Bezug auf die Verfassungsverstöße in privater Runde Kritik geäußert haben – eine schöne Bescherung! Dabei ist dieser Miklas ein eigenartiger Typ, denn im schlimmsten Augenblick, am 11. März gegen zwei Uhr nachmittags, als alle einen gehörigen Bammel bekommen und Schuschnigg am laufenden Band »ja, ja, ja« sagt, spricht Miklas ein »Nein«. Und zwar nicht einfach zu drei Gewerkschaftern, zwei Presse-Bossen oder einer Handvoll sozialdemokratischer Abgeordneter; er sagt Adolf Hitler »Nein«. Ein lustiger Vogel, dieser Miklas. Er, früher derartig blass, ein einfacher Statist, Präsident einer seit fünf Jahren verblichenen Republik, muckt plötzlich auf. Mit seinem dicken Honoratiorengesicht, seiner Melone und seiner Taschenuhr kann er auf einmal nicht mehr »ja« sagen. Der Mensch ist niemals sicher; ein armer Schlucker kann plötzlich tief in sich einen absurden Widerstand auftun, einen kleinen Nagel, einen Splitter. Und so kommt es, dass ein nicht sonderlich prinzipientreuer, ein dümmlicher Kerl ohne Selbstwertgefühl sich plötzlich aufbäumt. Oh, nicht lange, aber immerhin. Der Tag sollte für Miklas noch ein